
38 — 1901
Illustriertes Sonntagsblatt
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Riddersholm.

Novelle von Antonie Heidsieck.

(Schluß.)

Monate vergingen; Graf Ridders genas vollständig, und jedermann hätte glauben müssen, dem äußeren Anscheine nach, auf Schloß Holm lebe eine glückliche Familie. Aber Graf Ridders und seine Gattin wußten wohl, was sie vom Vaterherzen trennte: eine unverziehene Schuld. Nichts brachte eine Veränderung in das äußere Leben, das einer Centnerlast gleich auf Haralds und Herthas Herzen lastete, denn sie fragten: Was soll für die Zukunft aus uns und unseren Kindern werden?

Da zuckte ein Blitzstrahl, der Licht und Klarheit brachte, in die schwüle Atmosphäre des Herrenhauses von Holm. Es war im März des Jahres 1521. Die Kinder, echte Nordlandsnaturen, die mit ihrem Winter vertraut sind, hatten bereits draußen am Meeresstrande gespielt, als mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen Olaf in das Zimmer der Eltern stürmte, in dem auch Graf Holm anwesend war.

„Papa, denke Dir, was sie sich unten im Dorf erzählen," rief er erregt, „in dem Thallande bei Fahlun sind zweihundert Menschen aufgestanden, haben sich einen Herrn und Hauptmann gewählt und dem bösen König den Krieg erklärt. O, warum haben sie nicht gewartet, bis ich groß bin und auch mitkann!"

Graf Ridders achtete nicht auf diesen Schmerzensruf seines Sohnes, sondern fragte in der gleichen Erregung: „Und wie heißt der Herr und Hauptmann?"

„Gustav Erichson," antwortete das Kind.

„Gustav Erichson," schrie Graf Ridders auf, „das ist der einzige Mann, der Schweden retten kann, ich muß zu ihm, denn ich hab's dem verstorbenen Vater geschworen, bis zum letzten Hauch des Lebens für Schwedens Freiheit zu kämpfen. Sten Stures Tod löst mich nicht von diesem Eide, den mein Vater mit in seine Gruft nahm, denn Gustav Wasa erhebt das Banner der Freiheit, das Sten Stures erkalteten Händen entsunken."

„Um Gottes willen, Harald, sei still," bat die zum Tode erschrockene Gattin, „Du weißt, der Vater ist ein Anhänger König Christians."

„Ich war es, mein Kind," erwiderte der alte Mann, „weil ich in ihm das Heil Schwedens sah, aber ich habe meinen Irrtum erkannt. Wäre König Christian, der durch Sten Stures Tod führerlosen Schar seiner Anhänger mit der Waffe „Amnestie" entgegengetreten, statt mit dem Henkerbeil, er hätte ganz Schweden unterworfen, aber Blut ist kein Boden, auf dem ein Thronsessel feststeht. Groß und erhaben hätte der verzeihende, vergebende König dagestanden, aber er hat am Tage von Stockholm den Purpur in den Staub getreten und sich der Krone unwert gemacht. Er zwang mich vor meiner Dienerschaft zu einer Lüge, um ein Menschenleben zu retten, das verzeiht ihm Alexander Holm nie. Schwedens Heil ist nun Gustav Erichson; gehen Sie hin, Graf Ridders, zu kämpfen für Schwedens Freiheit, und kehren Sie als Sieger zurück unter dem Regiment eines neuen, besseren Herrschers oder nie!" — Damit verließ er das Zimmer und überließ Tochter und Schwiegersohn sich selbst.



Das Scheffel-Denkmal in Säckingen. (Mit Text.)
Photographie von J. Marcuse in Mannheim.

Wie furchtbar mußten die Schicksalsschläge Graf Holms Herz getroffen haben, da er seinen Kindern das Geständnis machte.

Blutenden Herzens sah Gräfin Hertha den Gatten noch einmal scheiden, dem Tode mußte er wieder ins Auge sehen, aber nicht dem Tode von Henkershand, sondern dem Heldentode auf Schwedens Schlachtfeldern, und wenn ihn derselbe verschonte, dann gab es ein frohes Wiedersehen, das hatte sie aus des Vaters Worten herausgefühlt, der dem Herrscher zürnte, daß er nicht hatte vergeben können.

Vom Frühlingssturm gepeitscht, donnerten die Wogen der Ostsee um Schwedens Küste, sie brausten das Donnerlied der Schlacht für Schwedens Freiheit.



Das deutsche Konsulat in Amoy. (Mit Text.)

8.

Das Gerücht, das bis zum Meeresstrande gedrungen, es war kein leeres Phantasiegebilde eines auf Erlösung vom Tyrannenjoche hoffenden Volkes. Die Thallande waren wirklich in vollem Aufstande wider Christian II., und Gustav Wasa führte die Dalekarlen. „Schwedens Rettung und Befreiung vom Tyrannenjoche", das war die Aufgabe, die der kühne Jüngling sich gestellt, als Christians Treulosigkeit ihn gefangen nach Dänemark führte; dies Ziel vor Augen, war er entflohen aus der Gefangenschaft, war er ruhelos neun Monate umhergeirrt in Schweden, gehetzt und gejagt von Christians Spionen, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Volk zur Erhebung aufzustacheln. Sein Schwager reiste nach Stockholm, dem fremden Könige zu huldigen, seine Schwester beschwor ihn unter Thränen, nicht sich und sie alle ins Verderben zu stürzen, und die Seinigen wiesen ihn von sich, als er von seinem Plane nicht lassen wollte.

Verborgen auf dem väterlichen Gute Räfsnäs, hörte er von dem Stockholmer Blutbade, dessen Opfer sein Vater und seine Vettern geworden, und er mußte fliehen von der Heimstätte, denn König Christian hatte, in ihm seinen furchtbarsten Feind ahnend, einen Preis auf seinen Kopf gesetzt und jeden mit dem Tode bedroht, der es wagen würde, ihn aufzunehmen. Da weigerte ihm selbst das Karthäuserkloster Gripsholm, das seine Vorfahren gestiftet, eine Freistadt. Und doch verlor Gustav den Mut nicht. Sten Stures Geist lebte in ihm fort, und ungebeugt in allem Mißgeschick, hielt er fest und unentwegt an seinem Ziele: „Schweden muß doch frei werden!"

Und es kam die Stunde, da Schweden erkannte, wo sein Heil lag. Mit zweihundert Bauern eröffnete Gustav Erichson im Februar 1521 die Feindseligkeiten gegen den König, dem Schweden gehuldigt, und im Mai erklärte er Christian förmlich und öffentlich den Krieg. Da waren es aber nicht mehr Bauern, die er führte, die er zu Acker und Pflug entlassen, nachdem schwedische Offiziere, die schon unter Sten Sture für die Freiheit ihres Vaterlandes gekämpft, zu ihm übergegangen.

Als Harald, ein Flüchtling gleich ihm aus dänischer Gefangenschaft, aus seiner Hand den Degen empfing, da sah er nicht mehr in ihm den Jugendfreund, sondern den königlichen Herrn, den er einst in Sten Sture betrauert hatte. Vor Upsalas Mauern erneute der Mann den Treuschwur, den er vor Jahren dem jugendlichen Studiengenossen geleistet: der erste, der Gustav Wasas Banner auf den Wällen des erstürmten Upsala aufpflanzte, war Harald Ridders. Aber noch war Gustav Wasa nicht Sieger, denn noch widerstand des Reiches Hauptstadt, widerstand Stockholm, und ehe die Residenz der alten Schwedenkönige nicht sein, war Gustav nicht Herr in Schweden. Jene Stadt, in der das Blut des schwedischen Adels geflossen unter Christians Henkerbeil, sie kämpfte am längsten für den Tyrannen, und ritterlich und treu stand auch vor Stockholms Mauern Harald Ridders an der Seite des schwedischen Freiheitshelden. Aber dennoch kam der Tag, da auch dies letzte Bollwerk des Tyrannen fiel: am 21. Juni 1521 öffnete Stockholm Gustav Wasa die Thore, und nun durfte auch Harald Ridders heimkehren zu den Seinen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Lieblich blaut der Himmel, die Sonne scheint golden hernieder auf Schloß Holm, leise brechen sich die Wogen an Schwedens Küste. Sonnengold und Himmelsbläue! Der Nordländer schaut's so kurze Zeit, und darum mit dankbareren Blicken als der Südländer.

Auf dem nach dem Meere zu gelegenen Balkon des Schlosses saßen Graf Holm und Hertha und sahen den Spielen der Kinder zu, die bald sich die Wellen über die Füßchen spielen ließen, bald die Sanddüne emporkletterten, um sie wieder hinabzulaufen. Pluto war immer der Dritte im Bunde, und Kinder und Hund, und Hund und Kinder neckten sich im wilden, tollen Spiel. Jetzt hatten sich Olaf und Wanda, vom Laufen ermüdet, auf die Düne in den Sand gesetzt, Pluto lag zwischen ihnen, jedes hatte einen Arm über seinen Rücken gelegt und das Köpfchen zärtlich an seinen zottigen Körper geschmiegt. Graf Holm und Hertha betrachteten stumm die reizende Gruppe. Sie dachten beide ferner, längst vergangener Zeiten, da Hinrik und Hertha Holm so am Meeresstrande gespielt und die junge Frau, die jetzt sinnend das Haupt in die Hand stützte, des Lebens Leid und Weh noch nicht gekannt. Graf Holm war mit den herzigen Enkelkindern noch einmal wieder jung geworden, sein Aussehen war frischer und kräftiger, als da wir ihn, nach zehn Jahren des Wehs und der Einsamkeit, an jenem Wintertage wiedersahen, der ihm Tochter und Enkel ins Haus geführt.

Plötzlich ward der Hund unruhig, mit freudigem Bellen sprang er auf und eilte auf einen ankommenden Krieger zu, den er mit sichtbaren Zeichen der Freude begrüßte. Die Kinder sahen ihm nach, und während Wanda still sitzen blieb im Sande, eilte Olaf hinter dem Tiere her mit dem Freudenruf: „Mein Papa!" Ja, er war es, der fremde Krieger, Harald Ridders, der nach vierjähriger Abwesenheit zu den Seinen zurückkehrte. Sein Pferd hatte er einem aus den Seitengebäuden herzuspringenden Reitknecht gegeben und war auf wohlbekanntem Wege zur Vorderfront des Schlosses geeilt, wo ihn das Tier zuerst erkannte und begrüßte, das ihm einst das Leben gerettet. O wie anders war es heute als damals, da er am kalten Wintertag halb tot und bewußtlos in das Haus eines Mannes getragen wurde, der damals noch sein Feind war und wo in Schweden das Mordbeil eines Tyrannen wütete. Heute war Schweden frei unter Gustav Wasas Scepter, und die Seinen kamen ihm jubelnd entgegen, denn Hertha hatte ihn nicht so bald von oben herab erschaut, als sie mit jugendlicher Lebendigkeit aufsprang und ihm entgegeneilte. War Alexander Holm heute auch kräftiger als vor drei Jahren, mit der Jugend konnte er doch nicht wetteifern. Er sah das jubelfrohe Wiedersehen der Seinen dort unten und gedachte der Zeit, da dem übermütigen Jüngling ein Sprung von dem Gitter des Balkons auf den weichen Sandboden herab nur eine verlockende Kraftprobe gewesen war. Heute mußte er warten, bis die dort unten Zeit fanden, an den altersmüden Greis dort oben zu denken. Doch er zürnte nicht, war es doch zu natürlich, daß der Mann dort unten zuerst die Gattin begrüßte, die ihm das fast noch ungekannte Töchterchen entgegenbrachte, das den Vater erst kennen lernen mußte.

Der Groll gegen Harald Ridders war längst gewichen aus Alexander Holms Herzen, längst zürnte er der Tochter nicht mehr, glücklich schaute er auf das schöne, eng umschlungene Paar, das an die Sagengestalten der nordischen Vorzeit erinnerte, an Odin und Freia. Er, der ritterliche Kriegsmann, mit der Stahlhaube und der wallenden Feder auf dem Haupt, das Ritterschwert an der Seite, das Gustav Wasas Schlachten mitgeschlagen; sie, der Schlachtenjungfrau gleich, die die gefallenen Helden nach Walhalla trägt.

Plötzlich sah Graf Holm, wie Olaf die Gruppe verließ und in das Schloß stürmte. Als er den Großvater erblickte, fing er bitterlich an zu weinen und konnte vor Schluchzen kein Wort sprechen.

„Was ist Dir, mein einziger Junge, wer hat Dir etwas gethan?" fragte der alte Mann in großer Angst und Sorge um seinen Liebling.

„Großväterchen," schluchzte er auf, „Papa und Mama wollen nach Friedrichshall, und wir sollen mit, Wanda und ich. Großväterchen, ich will aber nicht mit nach Friedrichshall, ich will bei Dir bleiben, und Papa und Mama sollen auch hier bleiben."

Der Greis hatte an solche Zukunft bereits gedacht, daher sagte er, liebevoll über des Knaben Haar streichelnd: „Sei nur ruhig, mein Junge, vielleicht richten wir es noch so ein."

Daß des Vaters Wille hierbei den Ausschlag geben mußte, daran dachte der Knabe nicht; Großvater hatte es gesagt, nun glaubte er und trocknete schnell seine Thränen, damit die Eltern dieselben nicht sähen, die ja auch schon heraufkamen. Arm in Arm trat das Ehepaar in den an den Balkon anstoßenden Saal, da verließ Graf Holm seinen Sessel, um dem Schwiegersohn entgegenzugehen. Bewegt streckte ihm der alte Mann die Hand entgegen und sagte: „Willkommen, mein Sohn."

Harald, auf solchen Empfang nicht vorbereitet, küßte ehrfurchtsvoll die Hand des Greises und sprach bewegt: „Mein Vater!"

Da weinte Hertha die ersten Freudenthränen ihres Lebens.

„Und welche Nachrichten bringst Du aus dem Kriegslager, mein Sohn?" fragte der Graf.

„Es giebt kein Kriegslager mehr in Schweden, mein Vater; Friede herrscht wieder im befreiten Vaterland. Sten Sture zog als Leiche in Stockholm ein, Gustav Wasa aber als Retter und Befreier vom dänischen Joch, und klüger als sein Vorgänger vollendete er mit der Waffe „Amnestie" die Eroberung des Schwertes. Schweden wird fortan eigene Könige haben, und der Begründer der Dynastie Wasa ist unser ritterlicher Kriegsheld Gustav I."

„Das Vaterland ist also gerettet, dank dem Opfermut seiner Söhne," sprach Graf Holm, „nun wollen wir an unsere eigene Zukunft denken. Was bedeutet das, was mir der Junge da von Friedrichshall erzählt?"

„Sie wissen, Vater, mein Reichtum ist unwiederbringlich dahin, die Flammen haben ihn verzehrt; ich sah die Trümmerstätte, da einst das Schloß meiner Ahnen stand, das ich nicht wiederbauen kann. König Gustav kann mir mein Vermögen nicht wiedergeben, aber er hat mir eine Stelle verliehen, auf der es mir möglich wird, mit bescheidenen Ansprüchen Frau und Kinder zu ernähren; ich bin Kommandant der Festung Friedrichshall, und Hertha will meine Armut mit mir teilen und mich mit den Kindern dorthin begleiten."

Wieder schluchzte Olaf in leidenschaftlichem Schmerz bei diesen Worten, so daß sich Vater und Mutter ängstlich nach ihm umsahen.

„Was ist Dir, mein Junge?" fragte jetzt auch Harald besorgt.

„Es ist an Dir, mein Sohn, diese Thränen zu trocknen und eine bange Zukunftssorge vom Herzen eines alten Mannes zu nehmen, der viel um und durch seine Kinder gelitten," erwiderte der Greis,

statt des Kindes. „Harald, mein Sohn, obgleich Du an irdischem Besitz nichts mehr Dein eigen nennst, bist Du doch reicher als ich, denn Du hast Weib und Kind; ich bitte Dich daher, nimm mir nicht nochmal die Tochter, die Stütze meines Alters, die herzigen Kinder, die Freude meines Alters. Bleibe hier mit den Deinen und sei nach mir hier der Herr als Graf von Riddersholm, das sei das Ende des jahrhundertlangen Streites zweier schwedischer Adelsfamilien."

„Vater, Du kannst uns verzeihen?" rief Hertha.

„Ich verzeihe, meine Tochter. Du tratest mir als eine Reuig-Schuldbewußte entgegen und hast durch Liebe und Hingebung eine, wie Du glaubtest, unsühnbare Schuld gesühnt."

„Vater," riefen Harald und Hertha zugleich und knieten, von gemeinsamem Impulse getrieben, zu den Füßen des Greises nieder.

„Nicht also," sagte derselbe bewegt, „kommt in meine Arme, an mein Herz."

Nach langer Trennung ruhte Hertha wieder am Vaterherzen, das fortan auch Raum für den neugewonnenen Sohn hatte. Kindermund aber sprach das Weihewort über diesen Bund: „Siehst Du, Mütterchen, ich habe Dir's ja gesagt, Großpapas können gar nicht ernstlich böse sein."

Draußen aber plätscherten, vom Zephyrhauch des milden Sommertages geküßt, die Wogen des Meeres um Schwedens Küste; sie rauschten das Hohelied der Versöhnung!

Sekt.

Humoreske von Carl Cassau. (Nachdruck verb.)

Die Sprechstunde war vorüber. Doktor Heinrich Schoppe erhob sich seufzend vom Schreibtische, woran er an seinem Werke über die Bakterien gearbeitet hatte, und murmelte halbleise:

„Wieder kein Patient! Wie soll das werden?"

Da trat Friedrich, sein getreuer Diener, in funkelnagelneuer Livree ein und fragte: „Befehlen der Herr Doktor, daß ich beim Ankleiden behilflich bin?"

„Ankleiden, Friedrich?"

„Verzeihen, Herr Doktor, es ist heute der 18. April, für welchen Sie zum Souper beim Herrn Doktor Marburg eingeladen sind."

„Wahrhaftig! Friedrich, Sie sind doch ein veritabler Gewissensrat! Ja, denn; es ist sechs Uhr und Marburg hat ausdrücklich zu sieben Uhr eingeladen."

Eine halbe Stunde später stieg der Doktor, festlich gekleidet, die Treppe hinunter und begab sich in das nächste große Blumengeschäft, ein prachtvolles Bouquet zu erhandeln, welches er Frau Doktor Marburg, die heute den ersten Geburtstag als Frau feierte, bei Abstattung seines Glückwunsches überreichen wollte.

Doktor Marburg war ein Studiengenosse Schoppes gewesen, hatte dann aber das Glück gehabt, in der großen Reichshauptstadt eine reizende, reiche Erbtochter kennen zu lernen, mit der er sich verlobte. Jetzt war das Paar glücklich verheiratet und lebte auf großem Fuße, denn der Herr Schwiegerpapa hatte der jungen Frau nicht nur ein reiches Nadelgeld bewilligt, sondern auch in der splendidesten Weise für die Mitgift Sorge getragen, wozu noch als letztes der Umstand kam, daß Doktor Karl Marburg, durch seine weitverzweigte, angesehene Familie empfohlen, einer der gesuchtesten Aerzte der Stadt geworden war.

Doktor Heinrich Schoppe, ungleich ernster, gediegener und gelehrter als sein Freund, seufzte wieder, als er am Halteplatze eine Droschke zweiter Güte bestieg, und murrte:

„Und mein Vermögen wird bei diesen Verhältnissen in einigen Jahren aufgebraucht sein!"

Als er aber bei Marburgs im strahlenden Lichte der hübschen, jungen Frau seinen Geburtstags-Glückwunsch abstattete und seinen geschmackvollen Strauß überreichte, war sein sonst bleiches Gesicht leicht gerötet, wie in seinen glücklichsten Tagen.

„Nun, Du gelehrter Bakteriologe," begrüßte ihn sein Freund, „sei willkommen; Du findest hier bessere Gesellschaft als an Deinem Schreibtische! Sonne Dich in diesem Kreise einmal an der Freude des Lebens, alter Bücherwurm!"

Er ergriff ihn an der Hand und stellte ihn dem kleinen, aber erlesenen Kreise von Verwandten und Bekannten vor mit den Worten: „Herr Dr. Heinrich Schoppe, mein gelehrter, lieber Freund!"

Und nun nannte er ihm die Namen aller Geladenen.

Heinrich hatte seine stereotypen Verbeugungen eben beendet, als zu Tische gerufen wurde.

Dr. Marburg brauchte in so glänzenden Verhältnissen nicht zu geizen; ein exquisites Menu harrte der Gäste und der Wein war von edelster Qualität. Man geriet bald, je öfter die Gläser geleert wurden, in die animierteste Stimmung, denn die Wahrheit liegt bekanntlich auf dem Grund der Kelche.

Beim Rehbraten klingelte der Hausherr an sein Glas und sagte dann feierlich: „Mein Freund Dr. Schoppe hat das Wort!"

Heinrich war überrascht, aber in der Rosastimmung, in der er sich jetzt befand, erhob er sich ungesäumt und sagte:

„Meine Damen und Herren! Ich bin als enragierter Garçon ein schlechter Lobredner der Damen, denn auf eine Damengesundheit zielt doch wohl dieser freundliche Ueberfall meines Kollegen Marburg angesichts des Bratens ab!"

„Bravo!" ertönte es.

„Wenn ich nun auch noch nicht," fuhr der Redner fort, „in den Wundergarten gelangt bin, den man die Liebe nennt, also auch noch nicht die Rose entdeckt habe, die alle Unzulänglichkeiten des Lebens in edle Würze desselben verwandeln soll, so braucht man doch nicht erst nach Schiras zu reisen, um das Musterbild derselben zu suchen, wir brauchen nur auf das Geburtstagskind zu sehen, welches seinem Gatten aus dem irdischen Dasein ein Eden gezaubert hat! Ich glaube annähernd meinen Ritterpflichten nachgekommen zu sein, wenn ich der Schöpfung Edelstes, das Weib, hochleben lasse in der Person unserer liebenswürdigen Wirtin! Das Geburtstagskind lebe hoch, hoch, hoch!"

Während der Rede hatten die Diener schon die Krystallkelche mit echtem Cliquot gefüllt, alle griffen zum Schaumwein und jubelnd wurde angestoßen.

Beifällige Bravos tönten an Heinrichs Ohr, jeder wollte mit ihm anstoßen, Frau Doktor Marburg aber sagte:

„Schmeichler! Sie verstehen es, sich Herzen zu gewinnen! Möchte sich Ihnen doch auch bald das Thor des Paradieses mit der Wunderblume aufthun!"

Alle lächelten den Redner an, der sich nur schweigend verbeugte, am herzlichsten aber war Marburg:

„Höre Du, Bakteriologe," lachte er, „ich habe gar nicht gewußt, daß ein so warmes Herz unter Deiner Weste schlägt! Mein Junge, à la bonne heure, ich wünsche Dir das Beste! Auf Dein Specielles, prosit!"

Und Dr. Schoppe wurde so oft zum Austrinken genötigt, daß er eine bedeutende Erhitzung seines inneren Menschen verspürte und schließlich der etwas verwirrten Ueberzeugung wurde, daß die Regierung im Sitze der Weisheit mit der Vertretung des ganzen Staates in Differenzen geraten zu sein schien; er suchte deshalb, um diesen Konflikt zu lösen, den Balkon auf und schnappte nach frischer Luft.

Da kommt ein Diener und meldet dem Herrn Doktor, sein Friedrich wolle ihn sprechen.

Er tappt mit dem Aufwande aller moralischen Kraft durch eine Nebenthür des Saales auf den Korridor und fragt:

„Was — giebt's denn — Friedrich?"

Der kluge Mensch blickt seinen Herrn zuerst verblüfft, dann lächelnd an und flüstert geheimnisvoll: „Der erste Patient, Herr Doktor, läßt Sie freundlichst ersuchen, sogleich erscheinen zu wollen. Soll ich starken, schwarzen Kaffee besorgen?"

Doktor Schoppe nickt.

Friedrich hat nicht weit zu gehen; das Souper ist zu Ende, ein Diener will gerade ein silbernes Tablett auf der flachen, linken Hand balancierend, mit gefüllten Kaffeetassen hinüber in den Saal.

„Halt," sagt Friedrich, ihm in den Weg tretend, „eine Tasse für den Herrn Doktor!"

Er reicht den Trank Arabiens seinem Herrn und sagt:

„Nur hurtig, Herr Doktor!"

Der ist nun so weit, Friedrich hat bereits Paletot und Hut aus der Garderobe geholt, sein Herr gewinnt mit einigen Kurven den Ausgang und läßt sich hier von Friedrich erklären, wen die verwittwete Frau Geheimrat v. Brüll gesandt habe. Eine Droschke fährt sie rasch zur Stelle, und Friedrich bleibt in der Droschke, um seinem Herrn hernach hilfreiche Hand zu leisten.

Der Doktor stieg nun die teppichbelegten Stufen hinauf, wurde von einer Zofe in ein matterleuchtetes Zimmer geführt, wo eine Greisin auf einer Chaiselongue ruhte und arg stöhnte.

„Herr Doktor Schoppe!" meldet die Zofe.

In Heinrichs Kopfe sieht es bedenklich aus. Ihm kommt es fast so vor, als sei derselbe nicht mehr sein Kopf, sondern das Haupt Jupiters, aus dem soeben die Minerva herauszuspringen Anstalt treffe. Aber mit dem Anstande eines alten, praktischen Arztes fragt er: „Wo fehlt's, gnädige Frau!"

Ein langes Klagelied folgt, aus dem nur einzelne Schlagwörter als heftiger Kopfschmerz, brennende Augen, trockener Schlund an Heinrichs Ohr tönen. Mechanisch fühlt er den Puls, zieht die Uhr, deren Zifferblatt sich statt der Zeiger zu drehen scheint, schüttelt dann verwundert das weise Haupt und murmelt:

„Das kommt vom Sekt! — Nehmen Sie — starken schwarzen Kaffee, später Sodawasser! — Ich komme gelegentlich wieder! — Empfehle mich!"

Damit griff er zum Hute und eilte hinaus. Zwei Minuten darauf sinkt er in der Droschke in des treuen Friedrichs Arme, die ihn, im Heim angekommen, ins Bett tragen, wo der Herr Doktor von einem Wundergarten mit persischen Rosen träumt.

Als er erwacht, besinnt er sich schwer, aber Friedrich ist da, präsentiert ihm schwarzen Kaffee, läßt ihn trinken und sagt beruhigend: „Kein Patient da, Herr Doktor; Sie können ruhig ausschlafen!“

Dr. Heinrich Schoppe gleitet auch unmittelbar danach wieder in die Kissen und Morpheus Arme, bald aber scheinen sich diese in die haarigen Beine eines ungeheuren Katers zu verwandeln, dessen Krallen ihn zwicken.



Ansicht von Schaffhausen. (Mit Text.)

Plötzlich schlägt er die Augen auf und sieht die Stutzuhr gegenüber Zwei zeigen. Er klingelt. „Schon zwei Uhr mittags, Friedrich?“

Der lacht verstohlen. „Jawohl, Herr Doktor! Soll ich gekühltes Sodawasser servieren?“

„Bitte!“

Beschämt erhebt er sich. Da brüllt ein Ochse, den man auf einem Karren dem Schlachthofe zuführt; er guckt aus dem Fenster und erinnert sich plötzlich seiner Visite bei Frau v. Brüll und sagt:

„Alle Wetter! Schöne Geschichte!“

Er nimmt das tägliche Bad, kleidet sich schleunigst an und geht in sein Arbeitszimmer.

Auf seinem Schreibtische steht das Sodawasser Friedrichs. Er stürzt eiligst zwei Gläser voll hinunter. Ah, das thut wohl! Da fällt sein Auge auf ein zierliches Briefchen. Die Adresse ist von Frauenhand. Das Monogramm statt des Siegels zeigt die Buchstaben O. v. B. Er steht betroffen. „Herr Gott, da bekomme ich schon meinen Text. Es war auch zu toll!“

Noch ein Glas!

Jetzt hat er zitternd das Couvert aufgeschnitten: zwei Fünfzigmarkscheine flattern ihm entgegen. Murrend sagt er:

„Sollte man nicht allen solchen Extravaganzen abschwören? Jetzt entlohnt sie mich!“

„Der erste Patient und solche Blamage. Noch ein Glas Sodawasser!“ —

Nun liest er gelassener:

„Verehrter Herr Doktor!

Sie hatten gestern abend ganz recht, ich hatte einen regelrechten — Schwips! Ihre Mittel haben die Wirkung nicht verfehlt! Unter Anlage des Honorars bitte ich um Diskretion; ich erkläre Ihnen später schon einmal alles und werde Ihre Kunst bei Gelegenheit wieder in Anspruch nehmen.

Hochachtungsvoll!

Olga v. Brüll.“

War's denn möglich? — Ja, da stand's ja Schwarz auf Weiß! — Es gab doch noch Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich seine Schulweisheit nichts träumen ließ!

* * *

Friedrich wischte seit einiger Zeit nicht mehr angeblich den Staub in seines Herrn Sprech- und Wartezimmer ab: es hatten sich Patienten eingestellt! Hatte die Frau von Brüll den Doktor empfohlen? Oder war es Zufall?

Heinrich Schoppe gönnte sich im heißen Sommer insofern einmal eine kleine Erholung, als er nachmittags mit der Bahn nach einem malerischen Vorort hinausfuhr, wo er sich beim Forsthause in der freien Luft und im Walde mit frischem Tannenduft und Ozongehalt, aus dem Staube der Großstadt fliehend, zu ergehen pflegte.

Eines Tages war er eben angekommen, als er auf dem Bahnsteige eine junge, blonde Dame stehen sah, deren Gesicht von einer wunderbaren Schönheit war, wie sie nur der Pinsel alter Maler von Namen einst auf die Leinwand gezaubert hat, während die tiefdunklen Augen den Abglanz einer Seele ausstrahlten, wie er ihn noch nie an einer jungen Dame wahrgenommen.

— Aber, was war das? Die junge Dame brach plötzlich in Thränen aus.

Mit ein paar Schritten war Heinrich Schoppe neben ihr.

„Mein Fräulein!“ zog er den Hut, „kann ich Ihnen irgendwie dienlich sein?“

Sie sah ihn errötend an und sagte dann in sympatischem Tone: „Mein Herr, ich wage es nicht, Ihre Güte in Anspruch zu nehmen!“ Das Deutsche hatte bei ihr einen leicht anklingenden, fremden Ton.

„Bitte, haben Sie Vertrauen zu mir und befehlen Sie über mich, wenn ich irgendwie helfen kann!“ bat Heinrich treuherzig.

Sie zögerte noch etwas.

„Bitte, reden Sie!“ fuhr er eindringlich fort. „Ich bin Dr. med. Heinrich Schoppe.“

Die junge Schöne erhob jetzt die wunderbaren Augen zu ihm und sagte verschämt: „Ich heiße Else Ottersberg und komme aus England. Ich besaß eine Fahrkarte bis zur Hauptstadt. Da ich dieselbe nie gesehen, stieg ich hier in dem Glauben aus, ich sei am Ziel, ließ aber in der Erregung meine Börse mit Geld und Fahrkarte im Coupé liegen, und nun ist mir der Zug davongedampft!“

Heinrich wußte Rat. „Bitte,“ sagte er, „folgen Sie mir ins Telegraphenbureau, wir lassen sofort recherchieren!“

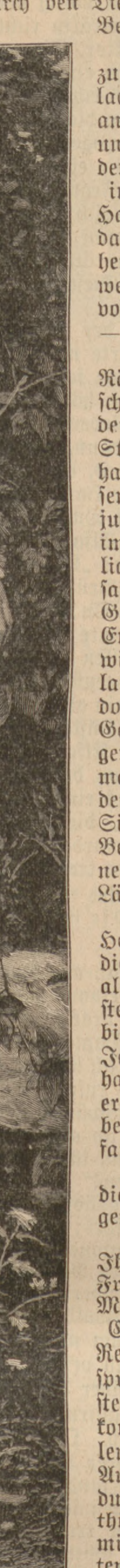
So geschah es, dann kaufte ihr Heinrich eine neue Fahrkarte und offerierte ihr zwei Thalerstücke „für eine Droschke ꝛc.“

Es war hohe Zeit, denn der nächste Zug fuhr eben vor. Sein Schützling stieg ein und war davon, als er sich besann, daß er dessen Adresse weder erfahren, noch die seinige habe mit ihm austauschen können. Er hätte sich selbst bei den Ohren zupfen können.

Aergerlich ging er zum Forsthaus.

Die Erholungszeit verfloß, der September kam heran, und mit ihm kehrten die Leute aus der Sommerfrische zurück. Heinrichs Arbeit wuchs, aber sie konnte ihn doch nicht ganz befriedigen: Tag und Nacht mußte er an seine Unbekannte denken. Bisweilen kam ihm der Gedanke, ob er nicht jetzt an das Gitterthor des Wundergartens gekommen sei.

„Fortuna,“ rief er öfter unmutig aus, „ist doch wahrhaftig ein launisches Weib; jetzt giebt sie mir den Schatz der erwünschten Arbeit und entzieht mir gleichzeitig den ungleich wertvolleren meiner schönen Unbekannten! Elsa, Elsa, wo finde ich Dich?“



In Gedanken. Nach Original von Camille Bellancer. (Mit Text.)

Bald ward es ihm zur Gewißheit: er war verliebt, regelrecht veritabel verliebt!

Friedrich hatte in dieser Zeit seine liebe Not mit ihm.

Eines Morgens war der Doktor in sehr böser Laune; da ließ ihn die Frau Geheimrat von Brüll durch den Diener um einen Besuch bitten.

Heinrich sagte zu, mußte aber lachen, wenn er an die Umstände, unter denen er den ersten Besuch im Brüll'schen Hause gemacht, dachte. Aber gehen mußte er, wenngleich er sich vor dem Gange — scheute.

Die eleganten Räume des Brüll'schen Hauses in der vornehmsten Straße der Reichshauptstadt präsentierten sich dem jungen Arzt jetzt im hellen Tageslichte viel imposanter als damals Grau in Grau. Endlich stand er wieder in dem lauschigen Boudoir und die Frau Geheimrat ruhte genau wie damals wieder auf der Chaiselongue. Sie empfing den Besucher mit einem wehmütigen Lächeln.

„Dieses Mal, Herr Doktor, ist die Sache ernster, als — Sie verstehen mich? Ich bin fünfundsiebzig Jahre alt, und habe mich schwer erkältet; ich glaube, ich habe die fatale Influenza!“

Heinrich that die üblichen Fragen und sagte: „Ich bin mit Ihnen, gnädige Frau, gleicher Meinung!“

Er verschrieb ein Rezept und versprach, am nächsten Tage wiederkommen zu wollen. — In diesem Augenblicke tritt durch eine Seitenthüre eine Dame mit einem besetzten Tablette ein. Die Dame stößt einen Schrei aus, das Tablett fällt mit allem, was darauf placiert ist, klirrend zur Erde, und — Heinrich steht vor seiner Unbekannten!“

„Elsa, Elsa!“ ruft die Geheimrätin, Heinrich aber eilt auf das verwirrte Mädchen, welches ihm heute noch viel schöner als damals vorkommt, zu und sagt:

„Mein Fräulein, welches Glück, Sie wiederzusehen!“

Elsa war in diesem Augenblick mit Purpurröte übergossen und stotterte: „Großmama, das ist ja der Herr, der mir bei meiner Reise so liebenswürdige Ritterdienste erwies und dessen Adresse ich in der Hast völlig vergessen!"

Die Geheimrätin richtete sich auf:

„Herr Doktor, Sie verpflichten mich immer mehr! Sie haben meiner Enkelin einen großen Dienst erwiesen!"

„Enkelin?" echote Heinrich verblüfft.

„Ja," sagte die alte Dame, „Elsa ist mein Großkind, welches in England erzogen ist!"

Es kam wie eine Erlösung über den jungen Arzt.

„Gnädige Frau," sagte er halb in Ekstase, halb in völliger Verwirrung, „ich kann Ihnen zu einer solchen Großtochter nur — Glück wünschen!"

Die Geheimrätin lächelte fein und sah bald auf Schoppe, bald auf Elsa. — Diese las verwirrt die Scherben auf, die die Zofe nun entfernte.

Heinrich, der zunächst so große Eile gehabt, fortzukommen, blieb und führte mit den Damen eine so eifrige Unterhaltung, die der alten Dame sein Geheimnis verriet, den gelehrten, fleißigen Arzt aber noch höher in ihrer Achtung steigen ließ.

Nur mit Ueberwindung schied Heinrich Schoppe, aber er kehrte wieder; auch dann, als die Frau Geheimrat genesen war.

Eines Tages, als Heinrich eben gegangen war, legte die Geheimrätin ihre Hand auf Elsas blonden Scheitel und fragte warm:

„Kind, bist Du ihm gut?"

Da lehnte Elsa ihren schönen Kopf an der Großmutter Schulter und stammelte: „O liebe, liebe Großmama!"

Frau von Brüll entgegnete: „Ich hätte nichts dagegen, wenn er dächte wie Du!"

Elsa umarmte sie jubelnd.

Warum sollen wir die Leser noch mit Weitschweifigkeiten langweilen? Es genügt, zu erzählen, wie Heinrich einst Elsa allein traf und ihr ein glühendes Geständnis von ewiger Liebe und Treue in die Ohren flüsterte. Statt aller Antwort umschlang sie ihn.

„O Dank, Elsa, tausend Dank!" stammelte er. „Mein Herz gehörte Dir von der ersten Minute an! Die Liebe ist ein Blitz, der lohend bei uns einschlägt, ein Sturmwind, der mit Orkanesstärke uns fortreißt, die Wunderblume, die uns Glück und Seligkeit bringt! Mir wurde, als ich Dich auf dem Bahnsteig erblickte, so zu Sinnen, wie es treffend in der „Braut von Messina" geschildert ist:

„Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es, oder keine sonst auf Erden!

* * *

Als Heinrich am Nachmittage im Frack, mit weißer Kravatte und Chapeau claque zur Frau Geheimrat eintrat, lächelte dieselbe.

Stotternd brachte Heinrich sein Begehr vor.

Die alte Dame hatte ihn auf den Sessel niedergedrückt und entgegnete: „Ich bin alt, Gott kann mich bald an die Seite meines seligen Ewald rufen! Daß er es noch erlebt hätte, Doktor! Ich habe Sie hochschätzen gelernt und lege Elsas Hand gern in die Ihrige! Ehe ich aber mein Großkind zu dieser Stunde des Glückes herbeirufe, muß ich Ihnen eine Erklärung geben, damit Sie mich nicht verkennen!"

„O bitte, gnädige Frau!"

Sie fuhr fort: „Mein Ewald und ich, wir besaßen nur eine Tochter, Hermione! Wir schätzten die Kunst! Ernst Ottersberg, ein bedeutender Maler, verkehrte bei uns. Er lernte Hermione lieben, sie erwiderte diese Neigung! Wie es zuging, weiß ich noch heute nicht, Ewald schlug Ottersberg ihre Hand ab. Da floh Hermione mit ihm nach England und wurde sein Weib. — Ewald fluchte ihr und verbot, ihren Namen je wieder zu nennen, weil sie Schmach über den seinen gebracht. Er hat es bereut! Aber alle Zeitungsaufrufe kamen zu spät: Hermione starb, als sie Else das Leben gab! Ottersberg grollte, er verbarg Elsa peinlich das Geheimnis ihrer Herkunft. Erst bei seinem Tode wies er Else an uns! Sie fand nur noch mich! An jenem Tage, an welchem — Sie verstehen schon! — ist Hermione geboren; ihrem Geburtstage zu Ehren trank ich zum ersten Male im Leben eine ganze Flasche jenes Göttertrunkes, den ich stets im minderen Maße geliebt habe! Die Folgen kennen Sie; ich werde mich ein andermal hüten! Und nun holen Sie Else herbei, lieber Doktor!"

Beide knieten vor der Greisin nieder, und diese erteilte dem schönen Paare ihren Segen.

Die Glücklichen feierten bald darauf Hochzeit: sie wurden notariell zu den alleinigen Erben der Frau v. Brüll eingesetzt.

Wie aber Doktor Schoppe mit der Großmama bekannt geworden, das hat der junge Arzt Elsa erst auf der Hochzeitsreise lachend erzählt und hinzugefügt:

„Ohne Sekt, Geliebte, hätte ich Dich wohl schwerlich errungen!"

Edle deutsche Treue.

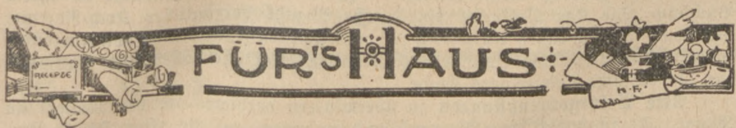
Der Babenbergerherzog Heinrich II., beigenannt „Jasomirgott", nach seinem Sprichworte, das er immer im Munde führte, vermählte sich im Jahre 1142 mit Gertrude, der Witwe des Bayernherzogs Heinrich des Stolzen, infolgedessen das Herzogtum Bayern an ihn fiel, nachdem der Sohn Gertrudens, Heinrich der Löwe, auf den Thron jenes Landes verzichtet hatte. Nichtsdestoweniger hielt Herzog Welf noch immer die Ansprüche seines vorgenannten Neffen auf Bayern aufrecht, und als wenige Monate nach ihrer Vermählung Gertrude starb, erhoben sich alle Freunde Heinrichs des Löwen gegen den Babenbergerherzog „Jasomirgott." Gertrudens Sohn widerrief bereuend die Abtretung Bayerns und das strittige Eigentum wurde zur Ursache lang andauernder Kämpfe. Der kriegserfahrene alte Herzog Welf erhob die Waffen für seinen Neffen, und es kam zu mehreren Schlachten, welche jedoch zu keiner Entscheidung führten und infolgedessen sich Heinrich Jasomirgott in Bayern behaupten konnte. Gleichzeitig rüstete der Ungarnkönig Geisa II., erbittert durch den Beistand, welcher sein Gegner Boris aus Oesterreich erhalten hatte, zum Einfall in dieses Land; er nahm das von den Oesterreichern besetzte Preßburg und überschritt mit einem mächtigen Heer die Leitha. Der Babenbergerherzog zog ihm entgegen und durchbrach mit seiner Reiterei die Scharen der Ungarn; sein Fußvolk aber wurde geworfen, ergriff die Flucht und Jasomirgott mußte sich mit seinen Begleitern mit dem Schwerte den Rückweg nach Wien erkämpfen, hinter dessen Mauern er sein Heer, am 11. August 1146, erst wieder sammelte. So vollständig indes auch die Niederlage der Oesterreicher war, hatte dennoch ihre Tapferkeit den Ungarn solchen Respekt eingeflößt, daß sie nicht weiter vorzudringen wagten. Da kam ein gewaltiges Ereignis heran, das die Blicke der Fürsten wie des ganzen Abendlandes ablenkte und die Fehde unterbrach; es war dies der zweite Kreuzzug. Durch die Eroberungen des Sultans Saladin in Palästina war die heilige Stadt in Gefahr gesetzt worden, es ging daher durch den begeisterten Abt Bernhard von Clairvaux der Ruf zu einem neuen Kreuzzuge, welcher überall den freudigsten Widerhall fand. König Ludwig VII. von Frankreich, Kaiser Konrad III. und andere Große nahmen das Kreuz; Herzog Heinrich Jasomirgott folgte dem Kaiser. Da bot Herzog Welf ein erhabenes Bild deutscher, edelster Treue. Obwohl es ihm nun ein leichtes gewesen wäre, Bayern zurückzuerobern, entsagte er dennoch dem Streite auf die Dauer der Kreuzfahrt. „Ich bekriege keinen Abwesenden!" sagte er stolz und heftete ebenfalls das rote Kreuz auf seine Schulter. Erst unter dem Kaiser Friedrich I., genannt der Rotbart (Barbarossa), und zwar auf dem Reichstage in Regensburg, am 17. September 1156, wurde dem Babenbergerherzog Heinrich Jasomirgott das Herzogtum Bayern abgesprochen und Herzog Heinrich der Löwe damit belehnt. Heinrich Jasomirgott wurde durch die Errichtung des Herzogtums Oesterreich befriedigt.

K. St.

Kultur der Himbeere.

Der Erdboden zur Aufnahme der Himbeerpflanzung muß nicht sehr leicht, nicht sehr trocken und vor allem locker und nahrhaft sein. Am besten gedeihen die Himbeeren an solchen Orten, wo der Boden nicht sehr ausgetrocknet ist, und bei hinreichender Nahrung keine übermäßige Feuchtigkeit findet. Hier bilden sich nicht allein große schöne Beeren in Mengen aus, sondern die Ernte wird auch bedeutend verlängert, was auf den Absatz der Früchte einen großen Wert ausübt. — Ferner ist darauf zu achten, daß die Himbeeren nicht zu lange an demselben Orte kultiviert werden, denn sobald eine Abnahme in der Tragbarkeit bemerkt wird, ist der Boden zu sehr ausgesogen und eine neue Anlage von Himbeerpflanzungen anzuraten. — Es ist von großer Wichtigkeit bei der Anpflanzung von Himbeeren, nur gesunde, kräftige, gut bewurzelte Schößlinge zu nehmen, weil solche auch im stande sind, recht bald wieder schöne und reichliche Früchte zu liefern. — In allen Gärten finden sich Plätze, wohin man Himbeeren pflanzen kann. Am besten eignen sich zur Anpflanzung Beete, welche den größten Teil des Tages den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind; vorausgesetzt, daß der Boden sonst geeignet ist. Die beste Pflanzzeit ist der Herbst oder zeitig im Frühjahr, weil das Anwachsen der Schößlinge während der kühleren Jahreszeit besser vor sich geht, als bei später Pflanzung im Frühjahr. — Die Entfernung der einzelnen Stöcke voneinander muß 1·20 bis 1·30 Meter betragen, weil durch ein engeres Pflanzen die Wurzeln sich gegenseitig berühren. Vor der Pflanzung schlägt man in den gegebenen Verhältnissen 1·50 bis 2 Meter lange Fichten- oder Tannenpfähle in den Boden und pflanzt an diese je einen kräftigen Schößling. Die Schößlinge sollen vor dem Pflanzen bis auf ¼ ihrer Länge abgeschnitten werden, damit sich aus den Wurzeln der Schößlinge bald neue

Triebe entwickeln. Diese neuen Triebe werden im Laufe des Sommers öfter an den beigesteckten Pfahl angebunden. Die Anpflanzung an Drahtspalier ist nur dann zu empfehlen, wenn die Schößlinge in den Reihen 50 bis 60 Centimeter voneinander entfernt sind. Im ersten Jahre sollte man jede sich zeigende Fruchtbildung sorgfältig unterdrücken, da durch vorzeitige Fruchtbildung die Kraft des Stockes sehr geschwächt wird. — Im August bringt man zwischen die Reihen guten verwesten Dünger oder Jauche und gräbt mit diesen Substanzen das Land um. Die Himbeere trägt an demselben Holze nur einmal Früchte, dann stirbt das Holz ab. Nach der ersten Ernte, etwa Ende August, schneidet man alles abgetragene Holz 10 Centimeter über der Erde ab und heftet vier, höchstens fünf der kräftigsten Schößlinge wieder an den Pfahl, alle übrigen werden über dem Boden weggeschnitten. Diese 4 bis 5 Schößlinge bilden sich dann recht kräftig aus und liefern für das nächste Jahr wieder recht tragbares Fruchtholz, während im nächsten Frühjahr gleichzeitig aus dem Boden neue Schößlinge hervortreiben. Alljährlich nach der Ernte findet dann die Düngung und Aufarbeitung des festgetretenen Bodens statt und so erntet man so lange, bis eine Erschöpfung des Bodens eintritt, wodurch eine Neupflanzung der Anlage gemacht werden muß. Alljährlich werden die abgetragenen Schößlinge abgeschnitten und die jungen Schößlinge wieder angebunden. (Hann. ld.- u. forstw. Ztschr.)

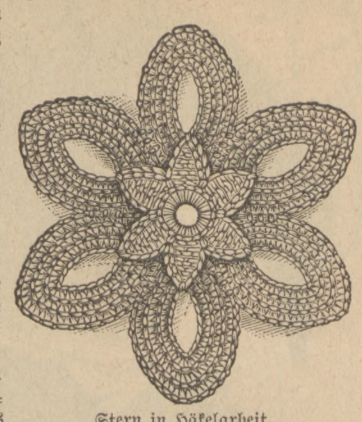


Kinderkleid in Häkelarbeit.

Dieses allerliebste Kleid, im Modell für ein ca. 2jähriges Kind berechnet, ist aus crème Häkelgarn Nr. 30 gefertigt, mit blauem Atlasunterkleid versehen und mit blauen Schleifen und Schärpe garniert. Taillenteil und Rockteil werden einzeln gefertigt. Die Dehnbarkeit der Häkelarbeit läßt die Verwendung des Kleides auch für ein höheres Alter zu, nur müßte dementsprechend das Unterkleid größer geschnitten werden. Das Modell, von der Achselhöhe bis zum unteren Saum gemessen, hat eine Länge von 52, bei 54 Ctm. Taillen- und 100 Ctm. Rockweite. Das Spitzenröckchen hängt 10 Ctm. weit über und ist ca. 120 Ctm. weit. Zur Taille schlägt man 280 Maschen an und häkelt auf diesen zurückgehend: 1 Doppelstäbchen in die 5te Masche, 5 Lftm. 1 St. auf die Mitte des Doppelst. 1 Lftm. fortl. wiederholen. Am Schluß der Reihe mit 5 Lftm. wenden und bei allen folgenden Reihen auf die 3te der 5 Lftm. das Doppelst. bringen. Da zu jeder Musterfigur 5 Anschlagsm. gehören, so hat man in der Leibchenweite 56 Musterwiederholungen. Man arbeitet das Leibchen 22 Reihen hoch und verlängert zu der Bildung der Achseln je die 11te bis 14te Musterfigur von der vorderen sowie von der Rückenmitte aus gerechnet dann noch um je 8 Reihen. Der Rock wird nicht rundum, sondern in Querreihen in demselben Muster wie die Taille gearbeitet, die unteren Bogen entstehen durch Verlängern, resp. Verkürzen der Reihen. In der Bogentiefe hat man 21 Musterwiederholungen (man schlägt also 105 Maschen an); in jeder der 5 folgenden Reihen verlängert man den Bogen um eine Musterfigur, so daß das Röckchen auf der Bogenhöhe eine Länge von 26 Musterfiguren hat. In den nächsten 5 Reihen vermindert man den Bogen um je eine Figur und arbeitet die 12. Reihe wieder wie die 1te, 21 Musterfiguren hoch. Jeder Bogen zählt 12 Reihen. Nach 9 Bogen schließt man das Röckchen und setzt es vorn völlig glatt an den Saum des Leibchens, hinten schränkt man seine Weite durch Kräuseln auf die Weite des Taillenrückens ein. Die Bogen werden mit einer Spitze behäkelt. Man beginnt in der Bogentiefe: 1 f. M. in die letzte Oeffnung des einen Bogens. 1 f. M. in die 1te Oeffnung des folgenden Bogens, 2 Luftm. 4 St. das 2te und 3te derselben durch 1 Picot von 3 Lftm. und 1 f. M. getrennt in die folgende Oeffnung des Bogens; 2 Lftm. 1 f. M. in die dann folgende Oeffnung des Bogens, * 2 Lftm., dann 3mal 2 Doppelst. und 1 Picot und noch 2 Doppelst. in die nächste Oeffnung des Bogens, 2 Lftm., 1 f. M. in die dann folgende Oeffnung, * von Stern zu Stern 2mal wiederholen, dann folgt wieder die kleine Figur von 4 durch 1 Picot getrennten Stäbchen wie zu Anfang beschrieben. Die Spitze für Aermel und Hals wird ebenfalls im Grundmuster quer gehäkelt, und zwar in der Bogentiefe 4 Muster hoch; jeder Bogen zählt hier aber nur 8 Reihen, er wird also nur um 3 Musterfiguren vergrößert. Jeder Aermel besteht aus 4 Bogen; für den Halsausschnitt arbeitet man 11 Bogen. Man umrandet diese Bogen, sowie den Taillenschluß und Halsausschnitt mit der Spitze, wie sie von Stern zu Stern bei den Bogen des Rockes beschrieben ist. Den Hauptschmuck des Kleides bilden die großen Sterne, von denen wir einen naturgroß darstellen. Jeder Stern besteht aus 6 Blättern.


Kinderkleid in Häkelarbeit.

Zu den Sternen des Rockes schließt man für jedes Blatt 20 Luftmaschen zum Ring und behäkelt dieselben mit festen Maschen, dabei in die 10te und 20te Anschlagsmasche je drei feste Maschen arbeitend. Es folgen noch 2 Touren feste Maschen, in jeder derselben häkelt man 3 feste Maschen in die Mittelmasche der in eine Masche voriger Tour greifenden 3 festen Maschen. In der letzten (dritten) Tour schleift man die 6te, 5te und viertvorletzte Masche an die entsprechenden Maschen des Nachbarblattes. Die linke Seite der Häkelarbeit wird die obere; man ziert die Mitte der Sterne mit einem kleinen, 6zackigen Mittelsternchen: 6 Luftmaschen zum Ring schließen und mit 12 festen Maschen behäkeln, 4 Luftmaschen, 1 feste Masche, 1 halbes Stäbchen und 1 Stäbchen auf der 2ten bis 4ten dieser Luftmaschen bilden ein Zäckchen, nach welchem man wieder an den Mittelring schleift. 6 Zäckchen vollenden das Sternchen, das man auf die Mitte des großen Sterns näht, welcher seinerseits sowohl in der Mitte wie an den Blattenden auf das Grundmuster genäht wird, und zwar inmitten jedes Bogens und beim Röckchen noch in einer zweiten Reihe, versetzt, darüber (siehe Abb.) Die Sterne für die Taille werden in derselben Weise wie die des Rockes gearbeitet, für jedes Blatt derselben schlägt man aber nur 16 Maschen an. Zwei kleine Spangen von einer Fuß an Fuß gesetzten, 8 Bogen langen Spitze dienen an den Seiten der Taille zur Befestigung der Schärpe.


Stern in Häkelarbeit.



Das deutsche Konsulat in Amoy. Wir bieten unseren Lesern in vorstehender Illustration ein Landschaftsbild von der Insel Amoy mit dem deutschen Konsulat. Dieselbe liegt im chinesischen Meer zwischen dem Festland und der Insel Formosa, gehört zur chinesischen Provinz Fukian und hat ca. 400,000 Einwohner. Die Stadt Amoy liegt auf einem Vorsprung der dem Festland zugekehrten Seite und ist auf drei Seiten vom Meer umgeben und zählt ca. 96,000 Einwohner.

Das Scheffel-Denkmal in Säckingen. An der Stätte, wo Viktor Scheffel einst als Referendar aus vergilbten Akten der „Weisheit letzte Schlüsse" zog, gesellt sich zu den mannigfachen Zeichen, welche die Stadt ihrem Sänger und Dichter errichtet hat, und die schon heute seinen Namen mit dem kleinen Städtchen am Rhein verknüpfen, ein neues. Das Denkmal ist ein Werk des Münchener Bildhauer Menges. Der Gedanke, die so populär gewordene Gestalt des Trompeters neben die Büste des Dichters zu stellen, der sie geschaffen hat, ist zweifellos ein glücklicher zu nennen. „Liebe und Trompetenblasen — nützen zu viel guten Dingen," heißt es bekanntlich in den Schlußversen der anmutigen Dichtung. Die Liebe hat dem Dichter, der in Einsamkeit und Verdrossenheit gestorben ist, nicht viel genützt, aber sein Trompetenblasen wird noch lange überall hin klingen, wo deutsche Weisen verstanden werden, und so hat das Säckinger Denkmal eigentlich auch eine gar nicht üble symbolische Seite.

Die Jubiläumsfeier in Schaffhausen. Schaffhausen war lange freie Reichsstadt, bis es dem Kaiser Ludwig dem Bayer im Jahre 1330 gefiel, sie an Oesterreich zu verpfänden. 75 Jahre lang blieb die Stadt österreichisch, sie kämpfte unter den österreichischen Bannern gegen die Eidgenossen bei Näfels, Sempach u. s. w. Ihr Adel wurde in jenen verlustreichen Kämpfen arg dezimiert, desto freier konnte sich die Bürgerschaft unter der Zunftverfassung entfalten. Als König Sigismund den Herzog Friedrich von Oesterreich in die Reichsacht erklärte, wären die Schaffhauser bereit gewesen, für Oesterreich gegen das Reichsheer unter dem Burggrafen von Nürnberg zu kämpfen. Friedrich selbst aber entband sie ihres Eides und empfahl den Uebergang ans Reich. Das gab den Ausschlag, Schaffhausen löste im Jahre 1415 mit der für die damalige Zeit ungeheuren Summe von 30,000 Dukaten die Pfandschuld ab. Bis ins Jahr 1689 hatten die Schaffhauser an dieser Schuld zu zahlen. — Kaum war die Stadt wieder reichsfrei, so machte Oesterreich alle Anstrengungen, sie aufs neue unter seine Hoheit zu bringen. Der schwäbische Adel war die Triebfeder für diese Anschläge. Ins Gebiet der vorderösterreichischen Lande war da eine Lücke gerissen. Die Schaffhauser ihrerseits wollten natürlich von ihrer so teuer erkauften Freiheit auch nicht mehr lassen. Die Folge waren beständige Reibereien und Fehden. Als im Jahre 1454 ein schwäbischer Haudegen, Bilgeri von Heudorf, gegen die Stadt zog, um sie mit Handstreich zu nehmen, wandten sich die Schaffhauser, die sich ehedem an den schwäbischen Städtebund angelehnt, dann aber mit mehreren Schweizerstädten ein Bündnis geschlossen hatten, an die Eidgenossen, und es kam ein erster Bund zu stande. In den Burgunderkriegen fochten die Schaffhauser Schulter an Schulter mit den Eidgenossen gegen Karl den Kühnen. Der Kitt von Blut und Eisen hielt im Jahre 1499, als Kaiser Maximilian die locker gewordenen Bande der schweizerischen Bergvölker zum Reich wieder fester anzuziehen versuchte, obschon Schaffhausen damals auf einem recht exponierten Posten stand. — Der Krieg von 1499, von den Deutschen „Schweizerkrieg," von den Schweizern „Schwabenkrieg" genannt, wurde mit grauenhafter Wildheit geführt. Von Schaffhausen aus machten die Schweizer mehrere Raubzüge in schwäbisches Land. Die Dörfer, durch die man zog, wurden systematisch verbrannt, die Burgen gebrochen, das Vieh geraubt. Die Heere der schwäbischen Ritter trieben es



Gerechtfertigt.

Elvire: „Du hast doch wirklich unrecht, Papa, er liebt mich nicht, weil ich eine gute Partie bin; im Gegenteil, er verachtet die gierige Sucht nach Geld."
Papa: „Und woraus schließt Du das, mein Kind?"
Elvire: „Erst gestern abend sagte er, es wäre ihm gleich, ob er sein Lebenlang einen Pfennig verdiene oder nicht, wenn er nur mich hätte."

nicht besser. Auf Schaffhauser Gebiet verbrannten sie das Dorf Thähngen, die wehrfähigen Männer wurden aus dem festen Kirchhof in den Kirchturm getrieben; um diesen schichtete man Holz und brannte den Turm aus. Auch in Hallau fiel ein schwäbischer Kriegshaufen ein; hier lag eine Züricherische Besatzung, der es im Verein mit den Dorfbewohnern gelang, den Angriff abzuschlagen. Die großen Schlachten bei Frastenz (bei Feldkirch), an der Calven (Grenze zwischen Graubünden und Tirol) und bei Dornach (Basel) entschieden den Krieg dann zu Gunsten der Schweizer. Die Frucht für den Sieger war der im Jahre 1501 erfolgte Anschluß Basels und Schaffhausens an die Eidgenossenschaft. Nachdem Basel dieses historische Geschehnis bereits im Juli gefeiert hat, thät Schaffhausen das Gleiche. Die Feier gipfelte in einem Festspiel, das erstmals am 10. August, dann am 11., 18. und 25. August in einer waldumgebenen Thalmulde gefeiert wurde.

In Gedanken. Es ist Herbst geworden. Dahin sind die Tage der Rosen. Der Vöglein lustige Lieder sind verstummt. Ein Hauch von Wehmut liegt über der Natur. Ueber der sonnigen Weite wiegen sich nicht mehr wie im Sommer, trunken von Blütenduft und Sonnenschein, tausend und aber tausend glänzende Falter, deren schillernde Flügel mit der Farbenpracht der Flur wetteifern. Die Segler der Lüfte, die kleinen Schwalben, erfreuen uns nicht mehr durch ihr munteres Gezwitscher. Sie sind fortgeflogen übers Meer, dorthin, wo sich in warmen Lüften die Palme wiegt. — Auch er ist fortgezogen, der blonde Maler, der so anregend zu plaudern und gar bald das blonde Köpfchen des harmlosen Dorfmädchens zu verwirren wußte. Ob er wohl in der Großstadt ihrer denken wird, die ihm so willig zu seinen Bildern gesessen und so warmen Anteil an seinem Geschicke nahm? So findet man sie oft, die kleine blonde Dorfschöne, versunken in Gedanken, den Blick starr in die Ferne gerichtet, wo sie den Geliebten zu wissen glaubt. — Ob er wohl wiederkommen wird, wie er's versprochen, als er Abschied nahm: wenn die Rosen blühn, und die bunten Falter im hellen Sonnenscheine tanzen?! St.



Gedankensplitter. Ideale und gewöhnliche Aale haben miteinander gemeinsam, daß sie einem leicht entschlüpfen, wenn man sie festhalten will.

Ein bedeutender Dichter. „Ist denn Dein Anbeter ein bedeutender Dichter?" — „Ich sage Dir, jeder Zoll an ihm ist eine Nachwelt!"

Gute Ausrede. Ein Irländer hatte in London das Unglück, aus Versehen die Scheibe eines Schaufensters einzustoßen und ergriff sofort das Hasenpanier. Unglücklicherweise für den armen Schelm hatte aber der Eigentümer des Ladens schnellere Füße und holte ihn ein. Ihn beim Kragen fassend, schrie er: „Was, Du Schurke, Du schlägst mir das Fenster ein? Ist's nicht so?" — „Gewiß, Herr," entgegnete der Irländer, „aber seht Ihr nicht, daß ich so schnell als möglich nach Hause laufe, um Geld zu holen?" W.

Katzen als Chronometer. Wenn der Chinese seine moderne Taschenuhr vergessen hat, weiß er sich auf eine ganz eigenartige Weise zu behelfen. Wenn er nämlich gern wissen möchte, welche Stunde ihm geschlagen, resp. wieviel die Uhr anzeigt, so ergreift er die erste beste Katze — und deren Zahl ist überaus groß im Reiche der Mitte — und ersieht aus der Oeffnung der Augenpupillen derselben die Tageszeit. Zu verschiedenen Zeiten des Tages ändert sich nämlich die Weite der Pupillenöffnung nach ganz bestimmten Gesetzen, die dem Chinesen sehr genau bekannt sind. —dn—

Heldentod auf dem Schafott. Der königstreue Earl of Strafford schritt zum Richtplatz mit einer Miene und Haltung, als ginge er an der Spitze eines siegreichen Heeres statt in den Tod durch Henkershand. — Der Mann des Volkes, Henri Vane, starb auf derselben Stelle, dem Towerhügel, ebenso mutig mit den Worten: „Lieber zehntausend Tote, als mein Gewissen beschmutzen, dessen Reinheit mir mehr gilt, als diese ganze Welt!" Vanes größter Kummer war seine Frau, die er zurücklassen mußte. Als er sie aus dem Fenster des Tower herabblicken sah, stand er im Wagen auf, schwenkte seinen Hut und rief: „Zum Himmel, meine Liebe, zum Himmel! und Dich lasse ich im Sturme!" Als er weiterfuhr, rief jemand aus der Menge: „Das ist der ehrenvollste Sitz, den Ihr je inne gehabt habt!" — Er erwiderte freudig: „Gewiß, so ist es!" — Vor der Hinrichtung sagte Vane: „Der Tod ist nur ein Wörtchen, aber es ist eine große Sache, zu sterben." In seinen „Kerkergedanken" schrieb er: „Wer den Tod nicht fürchtet, der fürchtet überhaupt nichts . . . Ein guter Tod ist einem schlechten Leben vorzuziehen . . . Ein weiser Mann lebt nur so lange, wie sein Leben mehr wert ist, als sein Tod; das längste Leben ist nicht immer das beste." K



Gegen den Weizensteinbrand ist bei der herannahenden Bestellung des Winterweizens das Einbeizen der Körner in Kupfervitriollösung, welches noch lange nicht allgemeiner Gebrauch geworden ist, dringend zu empfehlen.

Schmalzkartoffeln mit Rahm. Man nimmt abgesottene und in Scheiben geschnittene Kartoffeln, röstet sie in Speck ziemlich braun und schüttet dann saure Sahne, in welcher Salz und ein wenig Zucker gequirlt ist, darüber und schwenkt es gehörig durcheinander. — Frida Stein veröffentlicht in ihrem Büchlein „Die Kartoffelküche" eine große Anzahl vorzüglicher Koch-Rezepte, mit einer leichtfaßlichen Anleitung zur vorteilhaften Zubereitung von Kartoffelsuppen, Kartoffeln mit Saucen und Gemüsen, Kartoffelkuchen und Backwerke für die einfache und feinere Küche.

Alte Pelargonienpflanzen zu überwintern verbietet oft der Mangel an Raum. Es ist daher dem Blumenfreund zu raten, auf die alten Stöcke Verzicht zu leisten und sich junge Pflanzen durch Stecklinge heranzuziehen. Man füllt zu diesem Zwecke 10—12 Centimeter weite Töpfe mit sandiger Erde und steckt dahinein 6—8 Senker, möglichst nahe dem Topfrand. Anfangs ist Vorsicht beim Gießen nötig, sind die Stecklinge aber bewurzelt, so braucht man nicht mehr so behutsam zu sein. In diesen Töpfen bleiben die Pflanzen stehen bis zum Frühjahr; dann pflanzt man sie entweder einzeln in Töpfe oder direkt auf das dazu bestimmte Beet.

Die Schwarzwurzel (Scorzonera hispanica L.). Die Schwarzwurzel ist ein in jeder Zubereitungsweise vorzüglich wohlschmeckendes und gesundes Gemüse, das im Geschmack am meisten dem Spargel ähnlich ist. Werden die Wurzeln zum Speisen hergerichtet, so müssen sie zunächst durch Abschaben von der dünnen, schwarzen Oberhaut befreit werden. Das innere Fleisch tritt dann rein weiß hervor, wird aber sehr schnell bläulich und später braun, wenn die geschabte Wurzel nicht sofort in frisches Wasser geworfen wird, in welchem etwas Mehl zerquirlt ist. — Im Süden werden die Wurzeln nicht nur als Gemüse in den verschiedensten Formen und zur Suppe benützt, wie jedes Kochbuch ausführlich angiebt, sondern es wird aus ihnen auch ein vorzüglicher Salat bereitet, indem die in Salzwasser weichgekochte Wurzel mit Essig, Oel, weißem Pfeffer und, je nach dem persönlichen Geschmack, mit Gewürzkräutern, wie Estragon, Kerbel, Petersilie und Kresse, angerichtet wird. Nicht allgemein bekannt dürfte es sein, daß auch die Blütenköpfe der Schwarzwurzel eßbar sind und einen delikaten, den Artischocken ähnlichen Geschmack haben. Die Zubereitung ist sehr einfach: man nimmt die Köpfe, bevor sie aufgeblüht sind, von den Stengeln, kocht sie in kräftigem Salzwasser und behandelt sie sonst wie Artischocken. Nichts ist leichter, als sich eine Menge Blütenköpfe zu verschaffen. Man darf nur einen Teil Wurzeln des vorigen Jahres an Ort und Stelle lassen, und man wird im Mai-Juni genug Blütenköpfe ernten können.

Homonym.

Ich bin dir als Meister der Töne bekannt,
Und ziehe in blumiger Au durch das Land.

Logogriph.

Der Dichter ruft's mit **O** ins Leben,
Es war mit **E** des Glückes Hort;
Und wird ein **A** dafür gegeben,
Dann ist es fester Küstenort. Falck.

Charade.

Das Erste zieht von Süd und Norden,
Von Ost und Westen durch das Land;
Wenn neu im Lenz die Erd' geworden,
Pflückt gern das andre deine Hand.

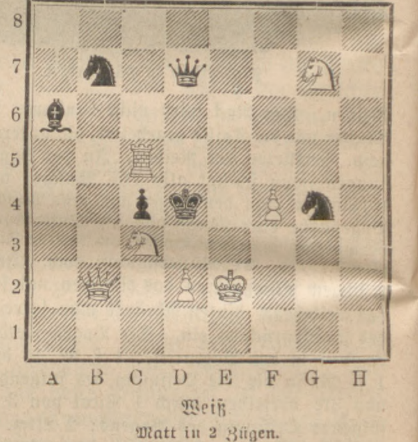
Wenn Wellen sich auf Wellen türmen,
Im flutbewegten Ocean,
Dann blickt bei Wind und Wetterstürmen,
Zum Ganzen kühn der Steuermann.
Julius Falck.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 17.

Von M. Baxter.

Schwarz.



Weiß

Matt in 2 Zügen.

Schachlösungen:

Nr. 15. L b 7—c 8. S a 3—c 4.
D d 1—d 3 † etc.
Nr. 16. D e 8—g 6 L h 8—g 7
D g 6—c 2 etc.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Silbenrätsels: **Horeb, Ölpalme, Fetisch, Lorelei, Island, Citrone, Helikon, Känguruh, Erbse, Isolant, Temperament.** — „Höflichkeit-Bescheidenheit." Des Bilderrätsels: Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten. — Des Rätsels: Wind, Harfe, Windharfe. — Der Charade: Flaschen, Zug, Flaschenzug.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.